

Marktplatz - Deutsche Sprache in der Wirtschaft

Sendemanuskript

Folge 21: **Strukturwandel in der Industrie**

Thema: **Strukturwandel im Ruhrgebiet**

Autorin: **Annette Beutler**

Redaktion: **Thomas Kirschning**

Die Personen:

Manne, Stahlarbeiter

Alfred, Stahlarbeiter

Sprecherin

Im O-Ton:

Kathja Brickau, Expertin für Regionalentwicklung

Prof. Gerhard Bosch, Arbeitsmarktexperte am Institut für Arbeit und Technik
in Gelsenkirchen

Sprecherin:

Tief im Westen Deutschlands, da liegt das Ruhrgebiet, der wichtigste industrielle Ballungsraum in Europa. Hier liegen die Städte Dortmund, Gelsenkirchen, Essen, Bottrop, Oberhausen und Duisburg. Der Fluss Ruhr fließt quer durch das Gebiet zum Rhein hin und gibt der Region den Namen. Jahrzehntlang drehte sich alles im Ruhrgebiet um Kohle und Stahl.

Manne:

Na, Alfred, endlich, wo bleibst du denn?! Hast wohl Deine alten Kegelbrüder vergessen, was? Dafür hast du 'nen genialen Wurf von mir verpasst: Zzzzong, alle Neune weggefegt.

Alfred:

Hm, n'Abend, Manne.

Manne:

Was is' los? Warum bist'e so mürrisch, kommst wohl grade von der Schicht am Ofen, wa'?

Alfred:

Ich sag dir, das sieht nicht gut aus, Manne, das sieht nicht gut aus. Von wegen Spätschicht, komm' gerade von der Betriebsversammlung. Mann, ich brauch erst mal'n Bier. Anita, ein Pils, ein großes.

Manne:

Also, wat is Sache?

Alfred:

Sag ich doch, es war Betriebsversammlung bei uns im Stahlwerk. Sie hatten die ganze Geschäftsführung aufgefahren. Sieht wohl nicht so gut aus auf dem Stahlmarkt. Die faseln da von Absatzproblemen und Weltmarktpreisen und unser Stahl ist zu teuer, ganz einfach.

Manne:

Ja und, wat heißt das nun?

Alfred:

Das heißt auf gut deutsch, dass das Geschäft mies läuft, keine Aufträge mehr. Und dass wir deshalb kein Weihnachtsgeld kriegen, dies Jahr, das heißt das.

Manne:

Was denn, kein Weihnachtsgeld? Dat ist ja n'Hammer.

Alfred:

Du sagst es. Seit fast zwanzig Jahren arbeit' ich jetzt schon am Ofen, und mein Vadder davor schon 30 Jahre. Aber Weihnachtsgeld hat's noch immer gegeben. Ich sag dir, Manne, das sieht nicht gut aus. Wie ist das denn bei Euch im Werk?

Manne:

Du machst mir ja richtig Angst. Bei uns ist alles ruhig, jedenfalls haben die noch nichts verlauten lassen.

Alfred:

Warts nur ab, Manne. Wenn das mit der Stahlflaute stimmt, dann merkt ihr das auch in Eurem Werk. Wenn das mal nicht so wird wie bei der Kohle. Weißt ja noch, ruckzuck, haben die eine Zeche nach der anderen hier dichtgemacht. Alle arbeitslos.

Manne:

Jetzt mal' mal nicht gleich den Teufel an die Wand. Komm, trink erst mal einen und mach 'nen Wurf, dann geht's dir besser.

Sprecherin:

Kohle und Stahl haben die Region einst reich gemacht und hunderttausenden von Menschen im Ruhrgebiet Arbeit und Wohlstand gegeben. Aber die Abhängigkeit von Kohle und Stahl hat der Region auch viele Probleme gebracht.

Sprecher:

Das Ruhrgebiet liegt auf einem der wichtigsten Steinkohlevorkommen der Welt. Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert wuchs die Nachfrage nach Steinkohle. Bergwerke und Hochöfen entstanden und erschmolzen Eisen für Schienen, Brücken, Werkzeuge und Dampfmaschinen. Die Nachfrage stieg und stieg und die Steinkohleförderung kam kaum nach. Die Region erblühte. Die Eisen- und Stahlindustrie siedelte sich an, dann die Kohlechemie, Kraftwerke, die metallverarbeitende Industrie und kleine Zulieferer für den Bergbau und den Stahlbereich. In dieser Zeit entstanden die großen Unternehmen, die noch heute weltweit bekannt sind: Krupp zum Beispiel, Hoesch oder Thyssen.

Vor dem ersten Weltkrieg arbeiteten schon die Hälfte aller Beschäftigten im Ruhrgebiet in den Bereichen Kohle, Stahl, Eisen. Die Steinkohleförderung und die Erzeugung von Eisen verdoppelte sich etwa alle zehn Jahre. Aber: Andere Industriebranchen wie die Elektroindustrie, der Maschinenbau und die Chemie wuchsen im Ruhrgebiet nur schwach. Ab den 30er Jahren begann die Eisen- und Stahlindustrie die Kohle an wirtschaftlicher Bedeutung zu übertreffen. Und auch nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Wiederaufbauzeiten, ging es mit Kohle, Stahl und Eisen wieder bergauf - und die Unternehmen konzentrierten sich weiter auf Stahl und Kohle. 1950 arbeiteten schon zwei Drittel aller Industriebeschäftigten im Montanbereich. 1957 war das Ruhrgebiet auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung - mit einem Maximum an Wirtschaftskraft und Beschäftigten und einem Minimum an Arbeitslosen.

Sprecherin:

Aber dann kam die Krise...

Manne:

He, Alfred, du bis' ja schon wieder zu spät! Komm rüber, ich hab dir noch 'nen Platz freigehalten.

Alfred:

Tach, Manne.

Manne:

Tach Alfred... - Mensch, du guckst ja schon wieder so belämmert...

Alfred:

Ach, mir ist heute nicht nach Kegeln zumute. Ich frag mich sowieso, ob ich mir das künftig noch leisten kann. Mensch, Manne, haste noch nicht gehört? In meinem Werk müssen sechstausend Leute gehen. Sechstausend - und einer davon bin ich. Futsch. Aus. Vorbei. Ich werd nicht mehr gebraucht.

Manne:

Kerl, äh, da is' ja wirklich Hängen im Schacht! Mensch Alfred... Hat's dich erwischt ...

Alfred:

Kannste einen drauf lassen...

Manne:

Gemunkelt wurde ja schon manches. Auch bei uns. Dat wird dich kaum trösten aber in unserem Werk haben die jetzt Einstellungsstopp verhängt und versuchen an allen Ecken, Leute loszuwerden.

Alfred:

Tja, deutscher Stahl wird eben nicht mehr gebraucht und ich werd jetzt auch nicht mehr gebraucht. - Verdammst, ich muß doch noch unser Reihenhaus abbezahlen. Arbeitslos... Du solltest mal bei mir zuhause vorbeikommen, da ist vielleicht 'ne Stimmung, sag ich dir.

Manne:

Ja, und was machst du jetzt?

Alfred:

Drei Monate arbeite ich noch im Stahlwerk, dann ist das vorbei. Der Betrieb sagt, er zahlt Abfindungen für uns. Ich weiß noch nicht, wie viel. Das hilft mir aus dem Größten heraus. Aber was mach' ich dann? Ich hab doch nichts anderes gelernt als Stahlarbeiter.

Manne:

Ja, das ist bitter. Bei uns im Werk fragen sie auch schon jeden über 55, ob er nicht in Frührente gehen will.

Alfred:

Das fragen sie bei uns auch. Aber ich bin doch erst 44! Ich bin doch noch kein Rentner, Mensch!

Manne:

Naja, bei dir ist das was anderes. Aber ich, ich hab mir schon fast 40 Jahre lang den Buckel krummgeschuftet, ich hätte eigentlich gar nix dagegen, jetzt mit meinen 56 mal endlich die Füße hochzulegen.

Alfred:

Mensch, Manne, was soll bloß werden, ich brauch doch Arbeit.

Sprecher:

Die erste große Krise des Steinkohlebergbaus begann 1958. Weil Erdöl als Energielieferant wesentlich billiger wurde, war Steinkohle immer weniger gefragt. Die Kohlehalden wuchsen an. Die Folgen: Zwischen 1960 und 1990 halbierte sich die geförderte Steinkohlemenge. Allein zwischen 1960 und 1970 gingen fast 200.000 Arbeitsplätze im Bergbau verloren. Dann war der Stahl dran. 1974/75 kam es zur Krise in der Stahlindustrie - durch die verschärfte Konkurrenzsituation auf den Weltmärkten. Stahl wurde immer häufiger durch Kunststoffe ersetzt. Die Folgen: Zwischen 1975 und 1990 verlor das Ruhrgebiet fast die Hälfte der Arbeitsplätze in der Eisen- und Stahlindustrie.

Sprecherin:

Das Ruhrgebiet, die einstige Wirtschaftswunderregion, wurde zum Armenhaus der Bundesrepublik mit hoher Arbeitslosigkeit. Aus einer Strukturkrise im Kohle- und Stahlbereich ist eine Regionalkrise geworden. Wie konnte das geschehen? Kathja Brickau, Expertin für Regionalentwicklung beim Kommunalverband Ruhrgebiet:

Kathja Brickau:

Also begonnen hat eigentlich das Problem der Region damit, dass das Ruhrgebiet in den 50er, 60er Jahren geprägt war durch die Montanstruktur. In den Anfängen der 60er Jahre begann die Bergbaukrise, da brachen die Arbeitsplätze im Bergbau weg und Probleme hat das im Ruhrgebiet dahingehend noch nicht so viel verursacht, da die freigewordenen Bergarbeiter zum Teil neue Arbeit im Stahlsektor fanden. Begonnen hat die Krise deshalb dann erst in den 70er Jahren, als dann das letzte Standbein des Ruhrgebiets wegbrach, der Stahlsektor.

Sprecherin:

Die Ursache für die Regionalkrise hat also einen Namen: Monostruktur.

Kathja Brickau:

Monostruktur hieß eben, dass das Ruhrgebiet in erster Linie die Arbeitsplätze im Bergbau und im Stahlsektor beziehungsweise in vor- und nachgelagerten Produktionszweigen waren. Und das Ruhrgebiet auch ganz extrem durch einige wenige Großunternehmen geprägt war.

Sprecherin:

'Vor- und nachgelagerte Industriezweige': Das sind die kleinen und mittleren Unternehmen, die den Großkonzernen zuliefern und sich in ihrer Produktion ganz auf die Bedürfnisse der Großen eingestellt haben.

Kathja Brickau:

Durch eben das Wegbrechen des Bergbaus erst, dann des Stahlbereichs entstand massive Arbeitslosigkeit, da eben auch die gesamte vor- und nachgelagerte Industrie Probleme bekam und im Prinzip nichts anderes vorhanden war.

Sprecherin:

Nichts anderes vorhanden - die Wirtschaft des Ruhrgebiets hatte viel zu lange einseitig auf die traditionellen Bereiche Kohle und Stahl gesetzt. Zu lange wurde versäumt, sich andere Standbeine zu schaffen, in andere Industriebereiche zu investieren, die den Einbruch bei Kohle und Stahl hätten auffangen können. Hunderttausende von Beschäftigten verloren seit dem Beginn der Krise ihre Arbeit. Was ist mit ihnen geschehen? Prof. Gerhard Bosch, Arbeitsmarktexperte am Institut für Arbeit und Technik in Gelsenkirchen:

Gerhard Bosch:

Der Bergbau hat sehr viele Ältere vorzeitig in den Ruhestand geschickt, die Leute bekamen eine Aufstockung zum Arbeitslosengeld, waren gut abgesichert und sind früher in Rente gegangen. Und andere Bergleute haben Abfindungen erhalten und sind freiwillig gegangen mit diesen Abfindungen und dann in andere Branchen gegangen. Der ein oder andere ist da natürlich gescheitert und dann erst arbeitslos geworden, es hat aber keine direkten Entlassungen gegeben.

Sprecherin:

Abfindungen, also einmalige höhere Geldzahlungen des Unternehmens, Umzugshilfen, Aufstockungen zum Arbeitslosengeld, Frühverrentung - all das sind Mittel, die die Großkonzerne in Absprache mit den Arbeitnehmern einsetzten, um den massiven Beschäftigtenabbau so erträglich wie möglich zu gestalten. Das nennt man Sozialpläne. Die wurden auch im Stahlbereich vereinbart:

Gerhard Bosch:

Zwischen 1974 und 1994 sind im Ruhrgebiet ungefähr 120.000 Arbeitsplätze allein im Stahlbereich verlorengegangen, das ist eigentlich kontinuierlich verlaufen und jedes Jahr, kann man sagen, 10.000 Arbeitsplätze weniger. Es hat auch hier keine Entlassungen gegeben, in den Großkonzernen, sondern es hat Sozialpläne gegeben.

Sprecherin:

Dennoch waren hunderttausende von ehemaligen Stahlarbeitern und Bergleuten ohne Arbeit. Das sind Berufe, die fast überhaupt nicht in anderen Branchen einsetzbar sind. Wie ging es mit diesen Leuten weiter?

Gerhard Bosch:

Die Umschulung spielte eine große Rolle, und zwar ab Ende der 60er Jahre. Bis dahin hat man an Umschulung eigentlich nicht gedacht, es gab in Deutschland Vollbeschäftigung, wer einen Arbeitsplatz suchte, fand einen Arbeitsplatz. Aber dann zeigte sich, es wurde schwieriger auf

dem Arbeitsmarkt und eigentlich nur wer eine gute Ausbildung hatte, konnte einen neuen Arbeitsplatz finden.

Sprecherin:

Berg- und Stahlarbeiter mussten neue Berufe erlernen, um neue Arbeit zu finden.

Gerhard Bosch:

Ja es wurden Facharbeiter aus dem Bergbau und im Stahlbereich, die auf diese Sektoren spezialisiert waren, wurden Elektriker, aber wenn man genau hinschaut, ist man erstaunt, wie breit das Berufsspektrum ist, einige sind Maurer, Gärtner geworden.

Manne:

Na, Alfred, doch wieder beim Kegeln dabei? Kannst dir wohl wieder leisten, bei der dicken Abfindung, die du gekriegt hast.

Alfred:

Ach, hör schon auf.

Manne:

Eigentlich könntest du ja 'ne Runde ausgeben, was?

Alfred:

So rosig sieht das auch wieder nicht aus. Ohne die Abfindung würden wir nicht über die Runden kommen.

Manne:

Was machst du denn jetzt?

Alfred:

Na ja, ich war beim Arbeitsamt, und die sagten, genau das, was jetzt nicht gesucht wird, sind Stahlarbeiter, guter Witz, was? Aber die meinten, ich sei doch noch jung und haben mir 'ne Umschulung angeboten.

Manne:

Was, wirste jetzt noch Lehrling, wat machste denn?

Alfred:

Der Bearbeiter da, auf dem Arbeitsamt, der war eigentlich ganz in Ordnung. Hat sich lange mit mir unterhalten. Was ich sonst noch so kann, und was mich noch interessiert und so. Und irgendwann sind wir dann drauf gekommen: Ich werde Elektriker. Hab' ja schon die ganze Elektrik bei uns zu Hause selbst gelegt, das hat mir mein Schwiegervater gezeigt, der ist ja Meister. Das hat mir Spaß gemacht.

Manne:

Ja, und wo lernst du das jetzt, bei Deinem Schwiegervater?

Alfred:

Gott bewahre, nee, nee. Da gibt's in Essen ein großes Aus- und Fortbildungszentrum. Da sind jetzt ganz viele arbeitslose Stahlarbeiter wie ich und lernen was anderes. Das geht mehrere Monate lang und solange, da krieg ich mein Geld eben vom Arbeitsamt. Ja, und wie sieht es bei dir aus? In Eurem Werk fliegen doch jetzt auch die Leute raus?!

Manne:

Ja. 600 von knapp 2.000 sollen gehen. Ich geh freiwillig. Das hat doch gar keinen Wert sich zu sperren. Und ich bin alt, da gibt es jüngere Leute, die einen Arbeitsplatz brauchen. Können ja auch nicht mehr so wie früher, weißt du morgens, da tun mir beim Aufstehen alle Knochen weh.

Alfred:

Ne, echt, du gehst jetzt in Rente?

Manne:

Naja, in Frührente eben. Das Angebot ist gar nicht schlecht. Der Betrieb zahlt mir bis ich 65 bin auf meine Frührente das Geld bis zu meinem jetzigen Gehalt drauf. Ich stehe also gar nicht schlechter da, eigentlich.

Alfred:

Und kannst in Deinen Schrebergarten Bier trinken. Na, dann Prost, du künftiger Rentner!

Manne:

Na dann Prost, auf den künftigen Herrn Elektriker!

Alfred

Na, wenn das mal gut geht.

Sprecherin:

All' diese Umschulungen, Frühverrentungen und sozialen Hilfen kosteten viel Geld - weniger die Unternehmen als den Staat, also die Gesellschaft. Gerhard Bosch vom Institut für Arbeit und Technik:

Gerhard Bosch:

Für die Unternehmen war das ein gutes Geschäft, die haben pro Älteren 50.000 Mark bezahlt, indem sie das Arbeitslosengeld aufgestockt haben und ungefähr 200.000 Mark musste das Arbeitsamt an Arbeitslosengeld zahlen und dann wurde noch die Rentenversicherung belastet durch den vorzeitigen Ruhestand. Also für die Gesellschaft war so ein Arbeitsplatzabbau sehr teuer, kostete bestimmt über 300.000Mark.

Sprecher:

Mit den Sozialplänen war das Beschäftigtenproblem im Ruhrgebiet natürlich nicht gelöst. Die machten den Arbeitsplatzverlust lediglich erträglich. Aber wo sollten die ganzen Umschüler arbeiten, was passierte mit den Jüngeren, die erst noch auf den Arbeitsmarkt kamen?

Gerhard Bosch:

Die eigentlichen Härten sind auf dem Arbeitsmarkt insgesamt zu spüren, aber es kamen natürlich viele neue auf den Arbeitsmarkt, Jugendliche, die keine Arbeitsstelle gefunden haben und dort sind die Härten ganz deutlich sichtbar. Im Ruhrgebiet gibt es sehr viele jugendliche Arbeitslose, die keine Lehrstelle finden, besonders jugendliche Ausländer. Also der Strukturwandel hat seinen Preis, das steht außer Frage.

Sprecherin:

Das größte Problem des Ruhrgebiets war und ist die Monostruktur. Um wieder auf die Beine zu kommen, muß sich die Wirtschaftsstruktur des Ruhrgebiets wandeln, weg von Kohle und Stahl, hin zu neuen Bereichen. Die Kommunalpolitiker versuchten, Betriebe aus anderen Branchen im Ruhrgebiet anzusiedeln, zum Beispiel den Autohersteller, der in Bochum ein Werk mit mehreren tausend Beschäftigten baute. Auch versuchte man, Existenzgründer, also neue, kleine Unternehmen zu unterstützen, um den Strukturwandel in Gang zu bringen. Dazu nochmal Kathja Brickau vom Kommunalverband Ruhrgebiet:

Kathja Brickau:

Ein Impuls waren die Technologieparks, die Technologiezentren, die im Ruhrgebiet entstanden.

Sprecher:

Technologieparks: Hier wird Existenzgründern gegen eine günstige Miete eine Geschäftsbasis zur Verfügung gestellt, Büro- und Seminarräume, Kurse in Betriebswirtschaft und so weiter. Diese Technologiezentren wurden in der Nähe der Universitäten gegründet, damit die Ergebnisse aus der Wissenschaft in den Technologieparks umgesetzt werden können. Und so entstanden tatsächlich viele junge Unternehmen im Ruhrgebiet, die in den zukunftsträchtigen, innovativen Branchen arbeiten: In der Mikroelektronik zum Beispiel und im Roboterbereich. Und es gibt eine weitere Besonderheit im Ruhrgebiet:

Kathja Brickau:

Was sich im Ruhrgebiet eigentlich ganz gut entwickelt hat, ist der Bereich der Umwelttechnologie. Gerade auch die großen alten traditionellen Unternehmen haben Töchter in dem Bereich gegründet und die laufen sehr gut.

Sprecher:

Aber eben nicht nur die Großkonzerne erobern sich neue Märkte in der Umweltschutzindustrie. Auch viele junge, kleine Unternehmen haben in der Umweltschutzbranche einen Bereich gefunden, der wächst. Dass sich ausgerechnet hier eine Umweltbranche entwickelt, ist kein Zufall: Das Ruhrgebiet war durch Kohle und Stahl schon immer eine Region mit enormer Umweltbelastung. Und diese Probleme schufen die Basis für die Entwicklung der Umwelttechnologie.

Sprecherin:

Das Ruhrgebiet setzt also auf die Zukunftsbranchen. Mit Unterstützung des Staates entwickeln Ingenieure in den Forschungslaboren Projekte in den Bereichen Telekommunikation und Multimedia - die Forschungen sind führend in der Bundesrepublik. Auch die Kultur- und Unterhaltungsbranche soll ein neues Standbein werden. Inzwischen gibt es riesige Musical-Theater im Ruhrgebiet und viele große Freizeitparks. Die schaffen Arbeitsplätze und ziehen hunderttausende von Touristen an, die bei ihren Besuchen im Ruhrgebiet viel Geld im Einzelhandel, der Gastronomie und Hotellerie ausgeben - und damit natürlich die Region stärken.

Sprecher:

Heute sind nur noch rund 20 Prozent aller Beschäftigten von den traditionellen Montanbereichen Kohle, Stahl, Eisen abhängig. Wichtig ist, dass die dominierenden Großkonzerne wie Thyssen, Krupp, Mannesmann sich andere Standbeine gesucht haben.

Sprecherin:

Zum Beispiel Thyssen. Der ehemals reine Stahlkonzern hat heute viele Geschäftsfelder. Neben der Stahlproduktion handelt Thyssen mit Bautechnik und Brennstoffen, arbeitet im Bereich Recycling und im Bereich Telekommunikation. Thyssen baut Aufzüge und Maschinen ebenso wie Kfz-Teile oder Keramik. Der Umsatzanteil des alten Stahlbereichs liegt nur noch bei 28 Prozent. Damit ist der Konzern ein Spiegelbild des Strukturwandels im Ruhrgebiet. Und der Wandel ist noch lange nicht abgeschlossen.

Alfred:

Na, Manne, was macht das Rentnerdasein? So schön wie du möchte ich's auch mal haben.

Manne:

Hm, naja, weißte, aber auf die Dauer wird mir die Zeit schon ein bisken lang.

Alfred:

Was denn, was denn, etwa Langeweile?

Manne:

Naja, ist halt schon 'ne riesen Umstellung. Von der Maloche jeden Tag umschalten auf Schrebergarten. Das geht eben nicht so einfach. Ich steh' aber immer noch um halb sechs Uhr morgens auf, das ist so in mir drin, das kann ich jetzt nicht mehr abstellen, auch wenn meine Frau sagt, Manne nun schlaf doch mal ordentlich aus.

Alfred:

Ich hör hier immer nur schlafen. Ich muß den ganzen Tag lernen..

Manne:

Bist ja auch jung!

Alfred:

...und abends Hausaufgaben machen. Das ist vielleicht komisch, sag ich Dir, nebenan sitzt mein Tobias und lernt auf sein Abitur und ich nebenan für die Elektrikerprüfung. Aber der macht das schon richtig, der soll es mal besser haben. Der will Informatik studieren. Mit Computer, da hat er es ja schon immer so gehabt und ich glaub, das ist auch was für die Zukunft.

Manne:

Ja, ja, ich helfe auch gerade meinem Schwiegersohn beim Renovieren. Der richtet sich gerade ein Büro ein, will sich selbständig machen. Der will Multimedia anbieten, sagt er. Keine Ahnung, wat dat ist. Hat wohl was mit Computer und Telefonleitungen und so zu tun. Ich versteh ja davon nix, aber ich denke, das wird wohl schon das Richtige sein.